

## **Dominique – eine französische Begegnung**

**Von Michael Kümmel**

Es fing alles mit einem Schmerz an, einer stechenden Marter mitten im linken Auge. Ich hatte versucht, eine Abkürzung zu finden, und mich durch das Gebüsch geschlagen. Irgendwo lauerte ein spitzer Zweig, den ich übersehen hatte. Er aber hatte mich bzw. mein Auge genau im Visier und er bohrte sich in das empfindliche Organ. Ich schrie auf und war danach für einige Zeit außer Gefecht gesetzt. Die Jugendlichen, die ich eigentlich bereuen sollte, kümmerten sich nun um mich und schleppten mich zum Arzt. Andere informierten die anderen Betreuer, die sich bald alle um mich sammelten.

Die Augenärztin versorgte mich mit Tropfen gegen den Schmerz und einer dicken Mullbinde über dem Auge. „Das ist nur ein bisschen angerissen, vergeht von allein.“ Nichts ist demütigender als Ärzte, die den persönlichen Schmerz nicht so richtig ernst nehmen. „Legen Sie sich ein paar Tage hin und lassen Sie sich verwöhnen.“ Diese Aussage gefiel mir schon besser. Ich teilte der Jugendgruppe mit, nun müsse sie erstmal auf mich verzichten und meinen Kollegen, sie seien nun dran, mich zu verhätscheln.

Das taten sie dann auch. Sie wechselten sich an meinem Krankenbett ab, versorgten mein Auge mit Tropfen und neuen Verbänden, und den Rest meines Körpers mit Nahrung. Meinem psychischen Wohlbefinden kam die Fürsorglichkeit aller zu Gute. Ich fühlte mich angenommen. Am dritten Tag stand eine junge Frau mit langen blonden Haaren vor mir, die ich nicht kannte. „Hallo“, sagte sie. „Ich heiße Dominique und bin die neue Betreuerin.“ Ihr Akzent war nicht weniger süß als die kleinen Lachfalten unter ihren Augen und das Grübchen am Mund. „Ich komme aus Frankreich und bin mit Marie befreundet.“ Marie war eine meiner Kolleginnen im Betreuungsstab, auf die ich eigentlich mein gesundes Auge geworfen hatte. Zusammen mit dem angeschlagenen wechselte dies nun aber die Richtung. Beide hingen an der Frau vor mir. „Und heute bin ich abgestellt, um mich um dich zu kümmern.“ Ich hörte ihr zu und merkte, wie mein Mund trocken wurde. „Das ist nett“, murmelte ich und verfluchte mich selbst, keinen originelleren Kommentar auf Lager zu haben. Sie lächelte und tropfte die Medizin in mein Auge. „Ich studiere Deutsch in Paris“, erklärte sie mir ihre Sprachgewandtheit. „Merci beaucoup“, waren die beiden einzigen französischen Wörter, die mir einfielen. Ich kam mir vor wie ein tumber Narr.

Von diesem Tag an kam immer Dominique, um mich zu versorgen. Ich weiß bis heute nicht, ob es ihre Entscheidung war oder ob die anderen, deren leises Lachen ich schon vernahm, sie dazu drängten. Sie wollten mich verkuppeln, das war eindeutig, und ich ließ es gern zu. Sie erzählte mir von Frankreich, von Paris, von ihrem Studium, ich schilderte ihr meins. Schließlich streifte mich ihr Arm jedes Mal, wenn sie die Pipette mit den Augentropfen zurückzog. Jedes Mal zitterte ich. Ich spürte die Berührungen und sie merkte, wenn ich ihre Hand viel länger hielt als es nötig gewesen wäre.

Nach ein paar Tagen war mein Auge wieder in Ordnung und ich setzte durch, dass Dominique in meine Gruppe kam. Wahrscheinlich hatten die anderen das ohnehin schon organisiert. So arbeiteten wir zusammen mit den Jugendlichen und abends saßen wir nebeneinander und tranken Wein. Nachdem die anderen sich verabschiedet hatten, legte ich meinen Arm um sie, sie kuschelte sich an mich. Dann fanden sich unsere Lippen...

Auch nach der Freizeit mit den Jugendlichen trafen wir uns oft. Sie verbrachte die Wochenenden bei mir und sie erzählte von ihrem Zuhause. „Ich komme aus Maison Lafitte“, sagte sie. „Dort gibt es ein Schloss und tolle Villen, habe ich gehört“, kommentierte ich. Sie lächelte: „Ja, in einer wohne ich.“ Sie war die Tochter einer sehr reichen Familie und sollte bald den Sohn eines Geschäftspartners

heiraten. „Einen Deutschen würden meine Eltern ohnehin nicht akzeptieren“, sagte sie leise mit neuem Ernst. Ich dachte an meinen Vater und seine Meinung zu den Franzosen. Damals war der Krieg erst 30 Jahre vorbei und in den Köpfen noch lange nicht. „Lass uns die Zeit genießen“, lachte sie laut und umarmte mich. Ich nickte, spürte den Verlust aber deutlich in der Magengegend.

Dann fuhr sie zurück.

Danach schrieben wir uns viele Briefe. Sie erzählte von ihrem Alltag, ich von meinem. Beide bemühten wir uns um Sachlichkeit, beiden fiel es schwer. Immer wieder konnte man die Emotionen zwischen den Zeilen lesen. Schließlich setzte ich mich in den Zug und fuhr nach Fontainebleau, wo sie ein Seminar besuchte, das sie mir ausführlich beschrieben hatte. Ich holte sie vor den Toren des Hauses ab, kleine Tränen rannen über ihre Wangen. Wir blieben die ganze Nacht und redeten. Dann fuhr ich nach Hause. Ich sah sie nie wieder.

Zwei Jahre später erhielt ich auf weißem Büttenpapier eine Einladung: Die Familie gibt sich die Ehre, die Hochzeit ihrer Tochter Dominique bekannt zu geben. Ich sei zur Feier eingeladen.

Ich bin nicht hingefahren.

Aber meine Liebe zu Frankreich und den Franzosen ist geblieben. Bon Noel!